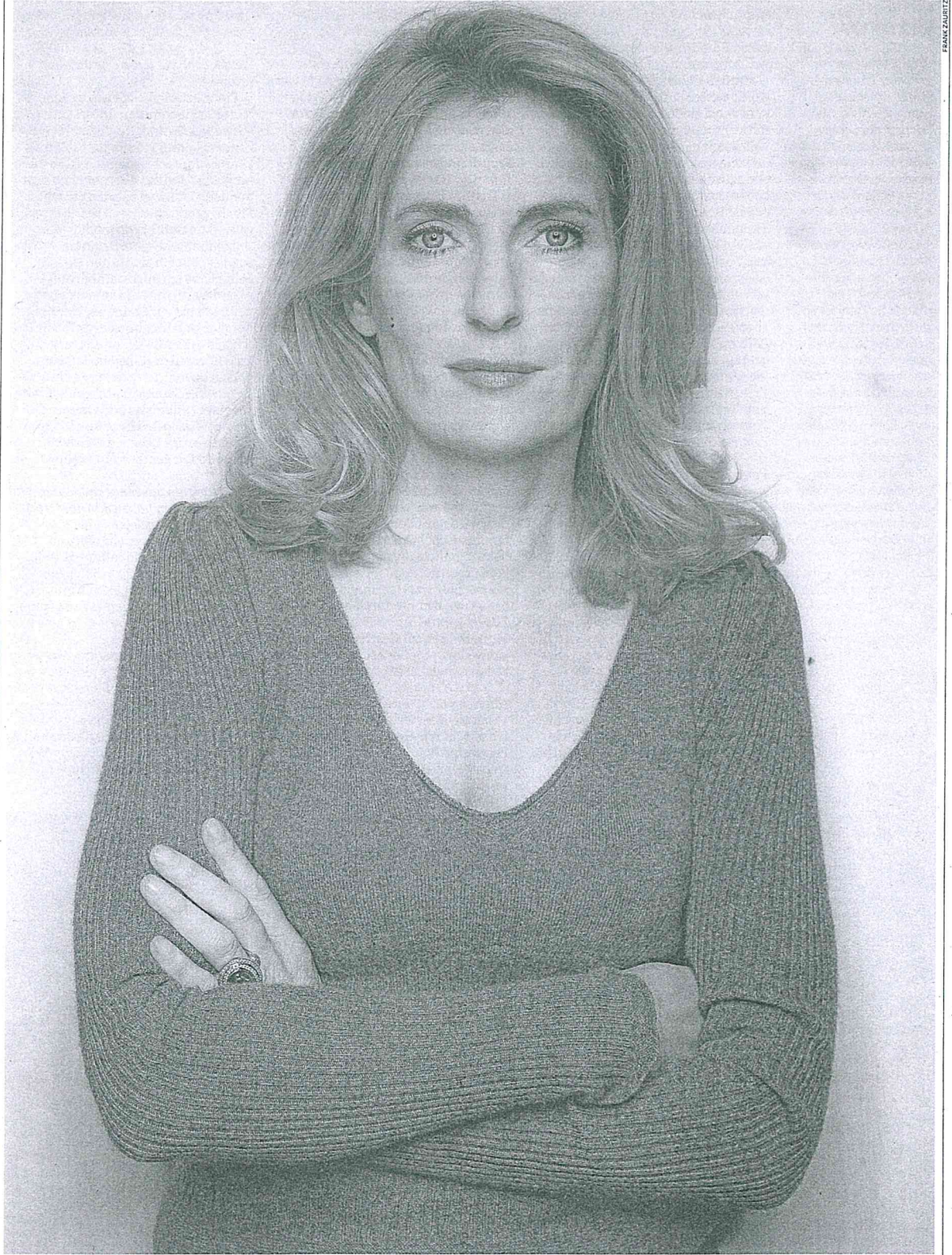


“ Bei
feministischen
Themen
rollen alle mit
den Augen ”

Die Doppelmoral mancher Frauen erschwere die Gleichstellung, findet Maria Furtwängler. Die Schauspielerin unterstützt den Schweizer Film «Female Pleasure» und warnt vor dem Rückfall in alte Rollenbilder. Interview: Katharina Bracher



Ich habe von meiner Mutter ein sehr konfuse Frauenbild vermittelt bekommen: Tatort-Kommissarin Maria Furtwängler über ihren Einfluss

Maria Furtwängler

1966 in München geboren, studierte Furtwängler zuerst Humanmedizin. Als Tochter der Schauspielerin Kathrin Ackermann stand sie bereits als Kind in kleineren Rollen vor der Kamera und verdiente sich während des Geld mit verschiedenen Engagements, unter anderem in der Fernsehserie «Die glückliche Familie» an der Seite von Maria Schell. Furtwängler gab ihren Beruf als Internistin schliesslich ganz auf, um sich der Schauspielerei zu widmen. Einem grösseren Publikum wurde sie als «Tatort»-Kommissarin Charlotte Lindholm bekannt. Im Jahr 1991 heiratete sie den Verleger Hubert Burda, mit dem sie zwei Kinder hat.

NZZ am Sonntag: Mit Ihrer Stiftung Malisa haben Sie den Dokumentarfilm «Female Pleasure» der Schweizer Regisseurin Barbara Miller mitfinanziert. Warum gerade diesen Film?

Maria Furtwängler: Er enthält alles, wofür unsere Stiftung steht. Es ist ein Film von Frauen über Frauen. Fünf starke Protagonistinnen aus fünf Weltreligionen erzählen, wie sie auf ihre eigene Weise ihr Recht auf sexuelle Selbstbestimmung erkämpfen haben. Im Kern geht es um die strukturelle Unterdrückung von weiblicher Sexualität und des Frauenkörpers, die in allen Kulturkreisen zu finden ist. Das Verdienst von «Female Pleasure» ist es, diese Systematik hinter frauenverachtenden Praktiken sichtbar zu machen. Hauptkriterium war für uns aber die Frage: Ist das ein guter Film? Barbara Miller ist das Kunststück gelungen, einen Film zu drehen, der niemanden, keinen Mann und keine Frau, kaltlassen wird. Er entlässt uns mit der Gewissheit, dass wir alle die Welt verändern können, wie es die fünf Heldinnen im Film getan haben.

Fünfzig Jahre nach der sexuellen Befreiung der Geschlechter kämpfen die Frauen immer noch für eine selbstbestimmte Sexualität. Hat sich denn gar nichts verändert?

Doch. Wir sprechen heute viel offener über Sexualität und weibliche Lust. Aber noch viel wichtiger: Die Solidarität unter den Frauen hat zugenommen. Früher habe ich gerne Blondinenwitze erzählt, obwohl ich ja selbst blond bin. Ich habe geglaubt, dass es diese doofen Blondinen tatsächlich gibt, bloss bin ich nicht betroffen. Damit habe ich mich von anderen Frauen distanziert. Erst allmählich wurde mir klar, dass ich in den eigenen Vorurteilen gefangen bin.

Über Blondinen?

Über Frauen in allen möglichen Rollen. Als ich vor etwa zehn Jahren im Flieger sass und hörte: «Guten Tag, ich bin Frau Meier, ich bin ihre Kapitänin auf dem Flug nach München», war mein instinktiver Gedanke: Scheisse, wie komme ich hier raus?

Im Ernst jetzt? Sie waren Internistin. Das wäre ja, als würde jemand auf der Türschwelle Ihrer Praxis kehrtmachen, weil Sie eine Frau sind.

Ich weiss. Es ist peinlich, aber der Moment war eine Offenbarung. Rational wusste ich, dass eine Frau genauso gut ein Flugzeug fliegen kann wie ein Mann. Aber da war der Bauch, der reagiert hat. Warum misstrauere ich einer Frau intuitiv?

Weil Sie nie eine Pilotin gesehen haben?

Das ist meine Vermutung. Kein Kinderbuch, in dem eine Frau ein Flugzeug fliegt, keine Geschichten, keine Filme. Frauen sind in diesen Rollen nicht sichtbar. Der Bauch reagiert auf Bilder, und ich hatte einfach kein Bild dafür. Da wusste ich: Das muss sich ändern. Das ist das Ziel unserer Stif-

tung Malisa. Wir wollen, dass Frauen in all ihren gesellschaftlichen Rollen sichtbar gemacht werden.

Vor zwei Jahren haben Sie die erste Studie zum Thema Repräsentation von Frauen im deutschen Film und Fernsehen in Auftrag gegeben. Zwei Drittel aller zentralen Personen in Film und Fernsehen sind demnach Männer. Frauen sind mehrheitlich unter 30 Jahre alt. Hat Sie das überrascht?

Gefühlt habe ich schon immer gewusst, dass es in unserer Branche an Gleichstellung mangelt und dass mehr Rollen für Männer als für Frauen angeboten werden. Mit steigendem Alter konkurriert man zudem um immer weniger Rollen. Ich habe eine Rede von Gina Davis gehört, die sich in Hollywood für mehr Gleichstellung einsetzt. Sie hat Studien in Auftrag gegeben, etwa um zu klären, warum Frauen weniger Hauptrollen angeboten werden und sie weniger verdienen als ihre männlichen Kollegen. Ich wollte wissen, wie es in Deutschland aussieht.

Die Branche hat ziemlich verschnupft reagiert auf Ihre Studie.

Was klar war, denn es gibt ja immer dieses Augenrollen, wenn man ein feministisches Thema aufbringt. Mir behagt es nicht, zu stänkern. Ich wäre lieber total nett und unterhaltsam. Aber weibliches Harmoniebedürfnis bringt uns nicht weiter. Das mediale Bild ist zentral für das Frauen- und Mutterbild in der Gesellschaft. Darum werden wir das Thema weiterhin aufbringen und diskutieren müssen.

Hat sich seit der Studie etwas getan?

Ich werde seither oft angefragt, ob ich mir für diese oder jene Position lieber eine Frau wünsche. Die Debatte haben wir angestossen. Als Produzentin weiss ich nun aus eigener Erfahrung: Wenn mir für einen Stoff sofort zehn männliche Regisseure einfallen, dann muss ich mich eben mehr anstrengen, um weibliche Kandidaten zu finden. Und vielleicht auch einmal einer Frau vertrauen, die noch nicht gleich viel Erfahrung hat wie ihre männlichen Kollegen.

Welche Frauenbilder haben Sie geprägt?

Ich habe von meiner Mutter ein sehr konfuse Bild bekommen. Meine Mutter hat extrem emanzipiert gesprochen - «Du musst verschiedene Männer ausprobieren und nicht den erstbesten Mann heiraten» und so weiter. Gleichzeitig habe ich eine Mutter erlebt, die für ihre Männer alles hat stehen und liegen lassen. Sobald er auftauchte, wurde er bekocht, wurde ihm alles hinterhergetragen, wurde ihm sein Süppchen zur Arbeitsstelle gebracht. Den Mann bloss nicht zu fest belasten. Dabei hat meine Mutter das meiste Geld verdient, während mein Vater alles verbraten hat. Daneben war klar, dass meine Mutter Kinder erzieht, mehrgängig kocht,

einweckt, strickt und die perfekte Hausfrau ist. Nebenher gab sie dieses emanzipierte Gerede von sich.

Welche Schlüsse haben Sie daraus gezogen?

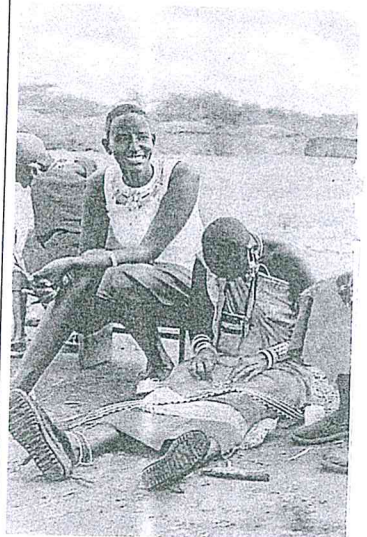
Eine Sache habe ich von meiner Mutter angenommen. Dieses unterschwellige Gefühl, Kinder erziehen können sowieso nur Frauen. Männer können das nicht - die sind dafür zu doof. Ich habe das übernommen und meinen Mann viel zu wenig in die Pflicht genommen, weil ich dieses ganz klare Gefühl von meiner Mutter mitgenommen habe: Das kann sowieso nur ich als Mutter. Gleichzeitig habe ich mich darüber aufge-regt, dass mein Mann so wenig beigetragen hat zur Erziehung der Kinder, das ist halt schon doppelbödig. Ich hätte ihm die Verantwortung einfach übergeben sollen, im Stil von: «Mach du mal, ich geh jetzt auf'n Berg.» Gleichzeitig hatte ich als Tochter einer Feministin auch immer die dumpfe Frage im Hinterkopf: Warum ist das einzige Leben, das sich hier verändert, eigentlich nur meines?

Sie kritisieren das Mutterbild Ihrer eigenen Mutter, haben ihm aber trotzdem selbst nachgelebt?

Ich habe es übernommen und gleichzeitig wütend infrage gestellt. Aber im Kern glaubte ich nicht wirklich, dass es anders gehen könnte. Ich habe meinem Mann einfach zu wenig zugetraut.

Haben Sie auch den Rat Ihrer Mutter angenommen, möglichst viele Männer auszuprobieren, bevor Sie heiraten? Sie haben Ihren Mann, den Verleger Hubert Burda, als 19-Jährige getroffen.

Hä! Jetzt wollen Sie natürlich hören (öffnet helvetischen Akzent nach): «Wie viele Männer haben Sie denn jetzt



durchgenommen, Frau Furtwängler, und könnte ich auch noch wissen, welche?» Natürlich! Ich schreibe Ihnen die Namen gleich auf.

Gut, dann frage ich etwas anderes: Sprechen Sie mit Ihrer Mutter heute über diese Dinge?

Meine Mutter gehört zu den Frauen, die sich mit dem aktuellen Feminismus und auch mit meinem diesbezüglichen Engagement schwer tut. Zu meiner Kritik an der Überhöhung der Mutterrolle sagt sie: «Ach Schätzchen, das ist doch einfach so. Und war schon immer so.»

Was haben Sie ihr entgegengehalten?

Dass wir meiner Meinung nach dazu neigen, die Dinge so anzunehmen, weil wir sie so kennengelernt haben. Deshalb denken wir ja immer noch reflexartig: Der Mann ist halt mehr für Zahlen zu begeistern. Mit den Frauen assoziieren wir Gefühle und Weichheit. Wir reproduzieren heute noch, allem Feminismus zum Trotz, das alte Narrativ von «Frauen sind so und so», «Männer sind das und das». Alle tun das. Wenn ich im Verkehr hinter einem Auto fahre und denke: Da sitzt

“

«Müssen wir Frauen denn immer erst verletzt sein oder wütend werden, bevor man uns zuhört?»

bestimmt wieder eine Frau am Steuer, und dann überhole und sehe, dass ich mich geirrt habe und ein Mann den Wagen steuert, dann vergesse ich das sofort. Wenn ich aber sehe, dass tatsächlich eine Frau am Steuer sitzt, denke ich reflexartig: Aha! Wäre es ein Mann gewesen, vergisst man das Ereignis schnell wieder, es prägt sich einem weniger ein, wenn sich das Bild nicht in das gängige Stereotyp, das man so im Kopf hat, einfügt. Etwas gegen diesen Mechanismus zu tun, das ist das, was mich antreibt. Weil ich bei mir selbst diese Dinge bemerke. Ich bin ja keine Spur besser oder aufgeklärter als der Durchschnitt.

Wie kann man gegen diesen Mechanismus vorgehen?

Man muss sich zuerst einmal seiner permanenten Vorurteile bewusst werden. Dazu stehen können und darüber sprechen. In unserer Studie haben wir festgestellt, dass auch im Kinderfernsehen nur eine von vier Figuren weiblich ist. Das hat uns schockiert. Und das ist aus meiner Sicht nicht, weil da lauter Männer in einem Gremium sitzen, die keine starken Frauen- oder Mädchenfiguren in Kinderfilmen wollen. Die replizieren auch nur, was ihnen als normal vorkommt. Der Bayerische Rundfunk hat kürzlich eine Stelle im Kinderfernsehen besetzen müssen, in der es um Wissensvermittlung geht. Das Format heisst «Checker Chan und Checker Tobi». Kinder stellen Fragen, Erwachsene geben Antwort. Da wurde der Redaktorin sehr ans Herz gelegt: Jetzt nimm doch einmal eine Frau als Welterklärerin. Doch das war dieser Redaktorin einfach nicht beizubringen. Sie konnte nicht abrücken von der Vorstellung «aber die Welt kann uns doch nur ein Mann erklären». Und so ist das Einzige, was dann möglich war, dass den drei

Und ewig verführt das Weib

Der Dok-Film «Female Pleasure» der Schweizer Regisseurin Barbara Miller begleitet fünf junge Frauen unterschiedlicher Konfessionen bei ihrem risikoreichen Aufstand gegen die Dämonisierung der weiblichen Sexualität: Unter den Protagonistinnen die Amerikanerin Deborah Feldman, die mit ihrem Sohn aus einer jüdisch-ultraorthodoxen Gemeinde floh, und die ehemalige Ordensfrau Doris Wagner, die von einem Pater mehrmals vergewaltigt wurde und seit ihrem Austritt gegen die Tabuisierung sexueller Gewalt in der Kirche kämpft. Der Film läuft seit dieser Woche in den Schweizer Kinos.

männlichen Fact-Checkern in der Sendung eine Frau an die Seite gestellt wird, wenn die Zuschauer Fragen über Tiere stellen. Ab und zu darf die Frau auch zu Gesundheitsfragen Auskunft geben - aber das ist es dann schon. Physik, Fragen zur Technik: alles Männersachen.

Sie haben vorhin über das kollektive Augenrollen gesprochen, das feministische Themen beim Publikum auslösen. War es bei #MeToo anders?

Eine Zeit lang schon. Die Bewegung hat viele Frauen ermutigt, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Interessant aber ist, dass nach einem Moment des Anstands die Gegenbewegung umso stärker ist. Damit meine ich nicht nur Männer, die finden: Ist ja mal gut, wir haben es jetzt gehört. Es bezieht sich auch auf Frauen, die die Opferrolle ablehnen. Das ist ja der Haken an der #MeToo-Bewegung: Viele Frauen wollen sich nicht mit ihr identifizieren, weil sie sich in die Opferrolle gedrängt fühlen.

Wie soll das denn gehen: Über Gleichstellungsthemen sprechen, ohne die Dinge beim Namen zu nennen und auf Ungerechtigkeiten zu verweisen?

Man könnte den Spieß umdrehen: Müssen wir immer erst verletzt sein oder laut werden, bevor man uns hört? Da sind wir wieder beim Thema der Harmonie, die Frauen so wichtig ist. Man sagt ja, dass die Gesellschaft zusammengehalten wird von der Angst der Frauen, nicht zu gefallen. Was #MeToo angeht, bin ich heilfroh, dass es diese Bewegung gibt. Aber man muss einfach wach sein und sich der Gegner bewusst sein, die diese Bewegung auf den Plan ruft. Wir müssen uns darum bemühen, die Gräben nicht noch zu vertiefen.

Um die Männer nicht zu verärgern?

Wir Frauen sind ja sehr widersprüchlich. Männer müssen emotionaler sein, fordern wir. Wenn dann einer mit seinen Gefühlen und Ängsten kommt, sagen wir: So genau wollten wir es nicht wissen. Männer haben gelernt, wie viel man einer Frau zumuten kann, weil wir unschwerflich immer noch die starke Schulter suchen, den Kerl, der uns so ein bisschen schlecht behandelt. So lange wir das in uns tragen, haben wir ein Problem. Ein Mann, der zu Hause bleibt und sich um die Kinder kümmert, das finde ich unattraktiv, sagte meine Mutter. Dass ein Mann, der kein Geld nach Hause bringt, kein Mann ist, habe ich von ihr übernommen. Wir müssen diese Bilder endlich überwinden! Wie hätte ich denn mit dieser Einstellung einen Mann treffen können, der sagt: Ich bleib zu Hause und schau zu den Kindern, geh du mal schön Geld verdienen. Da wäre ich schreiend davongelaufen. Dabei ist es doch das, was wir Frauen lautstark fordern. Die Botschaft, die wir den Männern senden, ist einfach immer noch sehr zwiespältig.



Im Dok-Film «Female Pleasure» kämpft Leyla Hussein gegen die genitale Verstümmelung von Mädchen.